

„Ehe und Familie stehen unter dem besonderen Schutz der staatlichen Ordnung“ – hält Paragraph 6, Absatz 1, des deutschen Grundgesetzes fest. Die Familie als Keimzelle der Gesellschaft wird immer wieder beschworen.

Gesellschaftliche Veränderungen, unter anderem der Strukturwandel der Familie, haben jedoch zum demografischen Wandel beigetragen, ja ihn großenteils sogar bewirkt. Denn der demografische Wandel heißt ja nicht nur zu viel Alte, sondern vor allem zu wenig Junge! Weit verbreitet ist heute in Deutschland, in Spanien, in den meisten Ländern Europas die Scheu, eine Familie zu gründen, „Ja“ zu Kindern zu sagen. So sollten wir nicht von einer „Überalterung“ der Gesellschaft sprechen, sondern eher von einer „Unterjüngung“. Wir haben veränderte familiäre Strukturen, die zugleich Ursache und Auswirkung des demografischen Wandels sind. Wenig Kinder bewirken eine Alterung der Gesellschaft; das Durchschnittsalter steigt, der prozentuale Anteil der über Sechzig-/Achtzigjährigen wird höher (Ursache); zunehmend steigt auch die Belastung sozialer Sicherheitssysteme, und es stellt sich die Frage, wer für die Alten sorgt, für die Rente aufkommt und die Pflege übernimmt (Auswirkung). Der demografische Wandel selbst ist wiederum in gesellschaftliche und wirtschaftliche Veränderungsprozesse eingebettet, die Auswirkungen auf familiäre Bereiche haben: Ein unsicherer Arbeitsplatz drängt den Kinderwunsch zurück; ein Bevöl-

kerungsrückgang wiederum senkt die Nachfrage nach Produkten und schadet damit der Wirtschaft, macht die Arbeitsplätze zunehmend unsicherer und bewirkt – gewissermaßen in einem sich gegenseitig beeinflussenden und steigenden Kreisprozess – einen weiteren Geburtenrückgang. Die Reduzierung der Geburtenzahl ist europaweit festzustellen.

Langlebigkeit und familiäre Rollen

Um 1900 betrug die durchschnittliche Lebenserwartung etwa 45 Jahre, heute beträgt die Lebenserwartung von Männern 75,6 Jahre und von Frauen knapp 82 Jahre. Der Sechzigjährige hat eine durchschnittliche weitere Lebenserwartung von etwa 25 Jahren. Das heißt, wenn man heute in Rente geht oder pensioniert wird, dann hat man noch mehr als ein Viertel seines Lebens vor sich – bei besserer Gesundheit und höherer Kompetenz, als dies vor Jahrzehnten der Fall war.

Vor dem Hintergrund zunehmender Langlebigkeit kann heute – im Gegensatz zu früher – die Rolle der Hausfrau und Mutter kein Lebensberuf mehr sein. Wenn die Kinder oder genauer das Kind aus dem Hause geht, hat die Frau noch die Hälfte ihres Lebens vor sich – für manch eine Vollzeit-Mutter eine problematische Zeit. Die *family-centered mother* hat, wie viele Studien zeigen, den schwierigsten Alternsprozess. Sie hadert oft mit dem Schicksal, alles „der Familie zuliebe“ aufgeben zu haben und dies jetzt nicht „gedankt“ zu bekommen. Auch aus dem

Grund, die zweite Lebenshälfte sinnerfüllt zu erleben, ist eine Berufstätigkeit der Frau unbedingt geboten – abgesehen von der Notwendigkeit einer eigenständigen Alterssicherung!

Allerdings müssen wir auch auf sehr unterschiedliche Lebensplanungen hinweisen. Immer häufiger entscheiden sich heute Frauen erst Ende dreißig, manchmal Anfang vierzig, für ein Kind. Wenn dieses dann herangewachsen ist, haben sie nicht mehr das „halbe Leben“ vor sich, sind aber dennoch zu jung, um sich ganz auf das Altenteil zurückzuziehen. Diesen Frauen wird der Wiedereinstieg ins Berufsleben nach Zeiten der Kindererziehung, besonders wenn sie diese lange ausdehnen, schwerer fallen. Eine späte Heirat bedeutet oft, ohne Job dazustehen oder gar schon pensioniert zu sein, wenn die Kinder noch im schulpflichtigen Alter sind. Also: eine enorme Belastung der familiären Situation, manchmal auch eine Belastung für die Kinder im schulpflichtigen Alter!

Aber wir haben nicht nur eine zunehmende Langlebigkeit, sondern auch eine verlängerte Jugendzeit. Man beginnt später mit der Berufstätigkeit, man heiratet später, wenn überhaupt, man zählt in allen politischen Parteien bis 35 Jahre zu den Jugendorganisationen. Also: Bis 35 ist man „Jugend“, ab 45 bereits „älterer Arbeitnehmer“, ab 50 wird man als „zu alt“ betrachtet für einen neuen Job, und ab 55 spricht einen die „Seniorenwirtschaft“ an, zählt man zu den Senioren. „Vom BAföG in die Rente“ – kann das ein Lebensziel sein?

Leben in einer alternden Welt

Der Anteil der über Sechzigjährigen in Deutschland betrug um die Jahrhundertwende fünf Prozent, heute sind es knapp 25 Prozent, und für das Jahr 2030 rechnet man mit circa 35 bis 38 Prozent der Bevölkerung, die das sechzigste Lebensjahr erreicht beziehungsweise überschritten hat.

Der Anteil der unter Zwanzigjährigen geht mehr und mehr zurück – heute haben wir nur 21 Prozent unter zwanzig Jahren, schon 2030 werden wir doppelt so viele über Sechzigjährige haben wie unter Zwanzigjährige (35 gegenüber sieben Prozent).

Aber auch die Gruppe der Achtzig-, Neunzig- und über Hundertjährigen nimmt zu. Zurzeit leben in Deutschland etwa 10 000 über Hundertjährige, 2025 werden es über 44 000 sein und 2050 sogar über 114 000 – bei einer Gesamtbevölkerung, die sich in dieser Zeit von 82 Millionen auf etwa sieben Millionen reduzieren wird.

Je höher die Altersgruppe, umso stärker (heute noch) die zahlenmäßige Dominanz der Frauen, bedingt durch die sechs bis sieben Jahre längere Lebenserwartung und auch durch die Kriegsausfälle.

Die Gruppe der Hochbetagten oder Langlebigen, die der über Achtzigjährigen, ist weltweit die am stärksten wachsende Bevölkerungsgruppe in den nächsten Jahren. Doch die übliche Einteilung, von den sogenannten „jungen Alten“ und ab achtzig von den „alten Alten“ zu sprechen, ist problematisch. Manch einer ist schon mit 55 ein „alter Alter“, andere sind noch mit neunzig „junge Alte“. Das *functional age* ist ausschlaggebend, die Funktionsfähigkeit verschiedener körperlicher und seelisch-geistiger Fähigkeiten. Und diese Funktionsfähigkeiten sind keinesfalls an ein chronologisches Alter gebunden, sondern werden von biologischen und sozialen Faktoren, die während eines ganzen Lebens einwirken, mitbestimmt. Hier werden Schulbildung, berufliches Training, Lebensstil und Reaktionen auf Belastungen ausschlaggebend. Einem generellen Defizit-Modell des Alterns ist der Kampf anzusagen; es wurde durch viele Studien widerlegt.

Altern muss nicht Abbau und Verlust bedeuten, sondern kann in vielen Bereichen geradezu Gewinn sein, Zunahme

von Kompetenzen und Potenzialen – und damit eine Chance für den Einzelnen und die Gesellschaft! Fest steht: Gleichaltrige zeigen oft größere Unterschiede als Menschen, deren Altersunterschied zwanzig Jahre und mehr beträgt. Ganz allmählich begreift man bei uns in der Wirtschaft und auch in der Politik die besonderen Fähigkeiten älterer Menschen, sieht Ältere als „Stütze der Gesellschaft“, vor allem im Zusammenhang mit bürgerschaftlichem Engagement, mit dem Ausbau ehrenamtlicher Tätigkeiten.

Gründe des Geburtenrückgangs

Doch schließlich ist das Altern einer Gesellschaft neben der zunehmenden Langlebigkeit auch durch eine veränderte Einstellung zur Familie und damit einhergehend durch abnehmende Geburtenzahlen bedingt. Immer mehr Frauen bleiben kinderlos. Von den 1950 Geborenen waren es nur elf Prozent, von den 1960 Geborenen schon 23 Prozent, und von den 1965 Geborenen rechnet man mit rund 35 Prozent Kinderlosen – doch von den Frauen mit akademischer Ausbildung werden es vierzig bis 44 Prozent sein. Selbst so kinderfreundliche Länder wie Spanien und Italien, neuerdings auch Griechenland, konstatieren ein Sinken der Geburtenrate.

Zu den vielseitigen Gründen des Geburtenrückgangs gehören die seit den 1960er-Jahren gegebenen besseren Möglichkeiten der Familienplanung wie auch der Verlust des „instrumentellen“ Faktors, das heißt der Verlust der Bedeutung des Kindes als Arbeitskraft, als persönliche Alterssicherung oder als „Stamhalter“ beziehungsweise Namensträger. In der einseitigen öffentlichen Diskussion über das „Kind als Kostenfaktor“ wird verschwiegen, dass Kinder auch Freude machen und eine enorme Bereicherung des Lebens sind, dass im Grunde genommen diejenigen „arm“ sind, die keine Kinder haben – auch wenn sie sich jetzt viel

leicht mehr leisten können. Auch die Kinder- und Jugendtherapeutin Christa Mewes muss hier genannt werden, die die Notwendigkeit einer 24-stündigen mütterlichen Anwesenheit predigte. Wie weit und mit welchem Erfolg heutzutage die Autorin und ehemalige Fernsehmoderatorin Eva Herman in diese Rolle schlüpft, bleibt abzuwarten. Unsichere Lebensbedingungen rund um Fragen nach dem Erhalt des Arbeitsplatzes, der Wohnsituation, der Kinderbetreuung und der Verbindung von Familie und Beruf insgesamt erschweren die Familienplanung in der Gegenwart. Häufig wird das Kind als Störfaktor in der Freizeitplanung betrachtet, vor allem von jungen Männern. Nach einer Studie von Horst W. Opaschowski können sich vierzig Prozent der vierzigjährigen Männer sehr wohl ein gutes Leben ohne Kind vorstellen (Horst W. Opaschowski, 2004: *Der Generationenpakt. Das soziale Netz der Zukunft*). Einer der Gründe des Geburtenrückgangs liegt aber auch in der verlängerten Jugendzeit, in der sich manchmal bis in das vierte Lebensjahrzehnt hineinziehenden Berufsausbildung; in der in ein immer höheres Lebensalter hinausgeschobenen Heirat (auch mitbedingt durch einen Wertewandel, die gesellschaftliche Akzeptanz enger partnerschaftlicher Beziehungen ohne Trauschein, wobei der „Kuppeleiparagraf“ erst in den 1980er-Jahren abgeschafft wurde). Ein weiterer Punkt: Während der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts lebte die Frau so lange im Elternhaus, bis geheiratet wurde und sie so zur Anpassung an die Lebensgewohnheiten anderer gezwungen war, und nach der Heirat kamen dann sehr schnell Kinder, die wiederum eine Anpassung verlangten. Heute hingegen geht sie mit achtzehn, zwanzig Jahren aus dem Haus und lebt selbstständig, allein. Ein solches mehrjähriges Alleinwohnen führt zu einer verstärkten Ausbildung der Individualität; es bilden sich Eigenheiten und Ge-

wohnheiten, eine Zeit, in der oft ein ganz individueller eigener Lebensstil kreiert wird, der dann schon eine Anpassung an einen Partner, erst recht aber an Kinder, sehr erschwert. Unter diesem Aspekt ist auch kein Sinken der Scheidungsraten in Zukunft zu erwarten. Nach Studien von Steffen Könnert und Reiner Klingholz (Berlin Institut für Bevölkerung und Entwicklung, 2007) sind die Mädchen heute „zu gut ausgebildet“ und finden deswegen keinen Partner. In unserer Gesellschaft ist es „normal“, dass der Chefarzt die Krankenschwester heiratet – aber die Chefärztin, die den Krankenpfleger heiratet, wird schief angesehen. Drittkinder werden immer seltener und kommen meist nur vor, wenn das zweite gewünschte Kind ein Zwillingsspaar ist – oder nach neuer Partnerschaft, um erneute Verbundenheit mit dem neuen Partner zu bekunden. Viele Paare, nach Schätzungen etwa fünfzehn Prozent, wünschen sich Kinder, können aber aus unterschiedlichen Gründen keine bekommen.

Veränderte Generationenverhältnisse

Kamen vor hundert Jahren auf einen über 75-Jährigen noch 79 jüngere Personen, so sind es heute nur noch 10,4. Man hat berechnet, dass im Jahre 2040 ein über 75-Jähriger nur noch 6,2 Personen gegenüberstehen wird, die jünger als 75 Jahre sind, 2050 sogar nur noch 5,5 Personen. Die Entwicklungen in Österreich und der Schweiz sind ähnlich.

Da brauchen wir gar nicht zu fragen, wer in Zukunft einmal die Pflege übernehmen wird. Wenn wir diese Entwicklung vor Augen haben, dann sind die Gesellschaft, die Kommune, aber auch die Wirtschaft und Industrie gefordert. Dann sind zum Beispiel Konzepte der Stadtentwicklung zu überdenken – von der Verkehrsführung bis hin zu Sportstätten und Sportmöglichkeiten für Äl-

tere. Neben Kinderspielflächen brauchen wir Sport- und Freizeitmöglichkeiten für Ältere; wir müssen uns Gedanken über die Erreichbarkeit von Schwimmbädern, Sportstätten, Arztpraxen und Einkaufsmöglichkeiten machen. Wie viele Gebäude sind heute noch ohne Aufzug, nur über eine Treppe erreichbar, und wie viele Bahnsteige haben weder Rolltreppe noch Aufzug! All das, was man jetzt in Bezug auf die Umwelt für die immer größere Anzahl älterer Menschen fordert, hilft aber auch Jüngeren, vor allem Müttern/Vätern mit Kinderwagen! „Altengerecht“ ist „menschengerecht“!

Das quantitative Verhältnis der Altersgruppen in unserem Land hat sich verändert, aber auch unter qualitativen Aspekten sind der demografische Wandel und das Verhältnis zwischen den Generationen zu diskutieren. Hier seien zunächst der Rückgang der Drei- und Zwei-Generationen-Haushalte und der Anstieg der Ein-Generationen- beziehungsweise Ein-Personen-Haushalte erwähnt. Nur 0,9 Prozent aller knapp zwanzig Millionen Haushalte in Deutschland sind noch Drei-Generationen-Haushalte. Aber auch die Zahl der Zwei-Generationen-Haushalte nimmt ab. Nur etwa die Hälfte seines Lebens lebt der Mensch heute in einem Zwei-Generationen-Haushalt: zwanzig Jahre mit den Eltern und dann, sofern überhaupt Kinder kommen, noch zwanzig Jahre mit den Kindern. Das heißt aber, dass die überwiegende Mehrzahl der Menschen in Deutschland rund vierzig Jahre allein oder mit Partner in einem Ein-Generationen-Haushalt lebt. Waren um die Jahrhundertwende nur 7,1 Prozent aller Haushalte in Deutschland Ein-Personen-Haushalte und lebten vor hundert Jahren in 44,4 Prozent aller Haushalte fünf und mehr Personen, so trifft dies heute nicht einmal für fünf Prozent zu.

Es gibt einen Trend zum separaten Wohnen und eine zunehmende Singula-

risierung, die man jedoch weder als Auflösung der Familienstrukturen interpretieren noch mit Entfremdung oder gar Vereinsamung gleichsetzen sollte. Trotz getrennter Haushalte ist die Interaktion zwischen Eltern, Kindern, Großeltern erstaunlich hoch, ist die gegenseitige Anteilnahme und im Notfall auch gegenseitige Hilfeleistung beachtlich. „Innere Nähe“ bei „äußerer Distanz“ ist die Formel, die das familiäre intergenerative Verhältnis kennzeichnet. Freilich, 68 Prozent der über 75-jährigen Frauen und 28 Prozent der gleichaltrigen Männer leben in einem Ein-Personen-Haushalt, doch nur fünf bis zehn Prozent der Senioren klagen gelegentlich über Einsamkeit. Und das sind nicht nur die Alleinlebenden.

Doch der Rückgang großer Haushalte hat Auswirkungen: Wenn das Kind einmal krank ist, kann nicht die Großmutter oder die große Schwester schnell einspringen. Und wenn die Schule mal früher aus ist, ist keiner da, der das Sechso- oder Achtjährige zu Hause empfängt! Und dies bei einem steigenden Anteil alleinerziehender Mütter! Der Rückgang großer Haushalte hat darüber hinaus Auswirkungen auf die Situation älterer Menschen, die kleine Hilfeleistungen brauchen. Wer trägt da die Mineralwasserkästen hoch, wer schraubt die neue Glühbirne in die Deckenbeleuchtung ein? Deswegen kann man nicht den Handwerker, den Elektriker rufen, aber auch nicht den Pflegedienst der Sozialstation. Und wie ist es mit der täglichen Zeitungszustellung, wenn leicht Gehbehinderte die Tageszeitung abbestellen müssen, weil sie sich das Treppensteigen höchstens einmal am Tag zumuten können, aber dann die vor die Tür gelegte Zeitung weg ist? Wir brauchen zumindest größere Briefkästen und mehr Nachbarschaftshilfe! Das sind Konsequenzen, die wir aus dem demografischen Wandel und der veränderten familiären Situation ziehen müssen!

Auch sonst: Weit mehr als bisher üblich haben sich Wirtschaft und Industrie auf das älter werdende und strukturveränderte Land einzustellen, auf die veränderte Haushalts- und Familienstruktur. Das reicht von der notwendigen größeren Auswahl von Ein-Personen-Rationen im Supermarkt bis hin zu einem kreativen Ausbau von Dienstleistungsangeboten, zu denen dann auch die Bedienung an der Tankstelle oder ein verstärkter Hol-und-Bring-Dienst gehört. Der Sohn, die Tochter, wohnt nicht mehr in der Nähe und kann das eine oder andere für die alten Eltern nicht erledigen.

Familienangehörige als Pflegende

Altern muss nicht Hinfälligkeit und Pflegebedürftigkeit bedeuten. Das Ausmaß der Pflegebedürftigkeit alter Menschen wird oft überschätzt. Die INFRATEST-Studie, die 26 000 Haushalte erfasste, hat gezeigt: Pflegebedürftigkeit fällt eigentlich erst in der Gruppe der über 85-Jährigen ins Gewicht und betrifft dort rund 23 Prozent der Männer und 28 Prozent der Frauen. Das heißt aber, dass noch rund siebzig von hundert Hochbetagten in der Lage sind, allein kompetent ihren Alltag zu meistern. Bei Hochschätzungen im Hinblick auf den Anteil der Pflegebedürftigen von morgen, wenn ja weit mehr über 85-Jährige in unserer Gesellschaft leben werden, sollte man vorsichtig sein: Schon die Älteren von heute sind in einem höheren Alter viel gesünder und kompetenter, als es unsere Eltern und Großeltern im gleichen Alter waren – sofern sie dieses überhaupt erreicht hatten. Dieser Trend wird sich fortsetzen.

Der Sozialmediziner Alvar Svanborg aus Göteborg hat zum Beispiel festgestellt, dass die Siebzigjährigen des Jahres 1983 (Geburtsjahrgang 1912/13) „zehn Jahre jünger und gesünder“ waren als die Siebzigjährigen des Jahres 1973 (Geburtsjahrgang 1902/03). Eine Studie der DUKE-Universität stellte fest: „Senioren

bleiben länger gesund.“ Die Krankheitsanfälligkeit von Menschen über 65 nimmt deutlich ab. Gerade die typischen Alterserkrankungen gingen in ihrer Häufigkeit rapide zurück. Der Trend könne bedeuten, dass die zunehmende Überalterung der Bevölkerung besonders der Industrienationen keine so gravierenden finanziellen Lasten für die öffentlichen Kassen mit sich bringe, wie sie heute bereits befürchtet würden. In den USA schlägt sich das Phänomen bereits in messbaren Werten nieder: Dort lag 1994 die Zahl der über 65-jährigen Hilfs- und Pflegebedürftigen bereits um eine Million unter der, die man 1982 prognostiziert hatte. Hierzu haben Fortschritte der Medizin in Diagnose und Therapie, der Medizintechnik, der Pharmakologie und auch der gesundheitsbewusstere Lebensstil beigetragen. Im Bereich der Prävention, der Vorbeugung, muss allerdings weit mehr getan werden! Doch auch wenn wir den Anteil der Pflegebedürftigen von morgen und übermorgen nicht überschätzen sollten, müssen wir feststellen: Die Thematik der Pflegebedürftigkeit in einer alternden Gesellschaft wird weiterhin eine Herausforderung bleiben. Werden heute noch siebzig bis achtzig Prozent der Pflegebedürftigen in der Familie gepflegt, so muss man dennoch deutlich sagen: Familienpflege hat ihre Grenzen

- angesichts des immer höheren Alters der Pflegebedürftigen und damit auch der pflegenden Angehörigen. Hier bedeutet Pflege oft Überforderung, die im Extremfall zur Altenmisshandlung führen kann,
- angesichts des fehlenden Töchterpotenzials und der geringen Kinderzahl, sodass sich kaum mehrere Geschwister die Pflege teilen können,
- angesichts der zunehmenden Berufstätigkeit der Frauen beziehungsweise der Töchter,
- angesichts der heutzutage geforderten Mobilität, der unterschiedlichen Wohn-

orte von Eltern und erwachsenen Kindern,

- und schließlich angesichts der steigenden Scheidungsrate. Ob man auch den nicht angetrauten Partner entsprechend pflegen wird, wissen wir nicht; aber die Ex-Schwiegermutter wird man wohl kaum pflegen.

Wir brauchen also einen Ausbau der ambulanten Pflege und werden auch in Zukunft auf institutionelle Einrichtungen nicht verzichten können. Wir brauchen außerdem eine Qualitätssicherung der Pflege, auch der Pflege durch Angehörige. Altenmisshandlungen sind sehr subtil und manchmal schwer nachweisbar, kommen aber, oft als Folge einer Überforderung der pflegenden Familienangehörigen, vor. Doch vor allem gilt es, Pflegebedürftigkeit zu vermeiden. Zunehmende Langlebigkeit verpflichtet geradezu zu einem möglichst gesunden und kompetenten Älterwerden! Und dazu kann jeder selbst etwas tun: Älter werden – aktiv bleiben, das ist die Devise!

Wohn- und Lebensgemeinschaften

Mehr und mehr setzen sich auch bei älteren Menschen neue Formen des Zusammenwohnens durch: „familienähnliche Gemeinschaften nicht miteinander verwandter Personen“, seien es Mehr-Generationen-Häuser, seien es Wohngemeinschaften à la Henning Scherf, in denen vier oder fünf Ehepaare eine artifizielle Großfamilie bilden. Gordon Streib hatte bereits 1980 ähnliche *new family types* in Florida untersucht und veröffentlichte die Ergebnisse unter dem Titel *The Cooperative Family – an Alternative Lifestyle for the Elderly*.⁷⁵ derartige Sechs- bis Acht-Personen-Haushalte von nicht miteinander verwandten Senioren, die zusammen wohnen und essen und sich, wenn nötig, auch gegenseitig helfen, sich die Haushaltskosten teilen, ein gemeinsames Auto benutzen, einen gemeinsamen „Manager“, eine Art Wirtschafterin, haben.

Abgesehen davon, dass dieser Lebensstil zumindest von jenen, die sich dazu entschlossen haben, sehr geschätzt und verwandtschaftlichen Wohnformen vorgezogen wird, ist er kostensparend. Auch jene Senioren, die die Möglichkeit hätten, mit ihren erwachsenen Kindern zusammenzuleben, schätzen ihn sehr. Sie glauben in der „Pseudofamilie“ eher ihre Unabhängigkeit gewahrt und wollen ihre sehr geschätzten gefühlsmäßigen Bindungen an ihre eigenen Kinder nicht durch ein Zusammenleben in Gefahr bringen. Die Pseudofamilie bietet ihnen eine Vielzahl von Interaktionsformen und Gemeinsamkeiten und erlaubt jederzeit ein Ausziehen. „Seine Verwandten kann man sich nicht aussuchen, seine Freunde und Wohngemeinschaft schon“ – so eine häufige Feststellung.

Starke familiäre Bindungen

Vielfache Veränderungen der Familiensituation haben wir zu konstatieren, doch im familiären Bereich ist eine Solidarität zwischen den Generationen nicht infrage zu stellen. Generationenkonflikte in der Familie haben in den letzten Jahrzehnten eher abgenommen als zugenommen. Wenn wir spontane Lebenslaufschilderungen der von 1890 bis 1925 Geborenen analysieren, finden wir weit häufiger sich über alle Lebensphasen hinziehende Konflikte mit den eigenen Eltern, als dies bei späteren Geburtsjahrgängen der Fall ist. Die in unseren Studien erfassten zwischen den Jahren 1930 und 1932 Geborenen und erst recht die zwischen 1950 und 1952 Geborenen schildern weit weniger Auseinandersetzungen mit den eigenen Eltern und auch mit den eigenen Kindern. Eine finanzielle und materielle Abhängigkeit wird weit weniger erlebt; Gebote und Verbote werden weit weniger ausgesprochen beziehungsweise weniger als eingreifend in die eigene Lebensgestaltung empfunden.

Alle Untersuchungen und Surveys zeigen, dass gerade die heutige Rentnergeneration für ihre Kinder und Kindeskinder im privaten Rahmen schon heute sehr viel tut – sei es durch finanzielle Unterstützung, durch Sachleistungen, durch Betreuungsleistungen oder oft auch noch durch Pflege ihrer eigenen alten Eltern. So hat eine Studie von Martin Kohli festgestellt, dass Seniorinnen und Senioren „in den Bereichen Ehrenamt, Pflege und Kinderbetreuung im Jahr ungefähr 3,5 Milliarden Stunden überwiegend unentgeltlich tätig sind. Nimmt man einen durchschnittlichen in diesen Branchen üblichen Nettostundenlohn von 11,80 Euro an, dann lässt sich der Wert der geleisteten Arbeit auf etwa 41,3 Milliarden Euro beziffern, was 21 Prozent der 1996 geleisteten Zahlungen der gesetzlichen Altersvorsorge entspricht.“

Im familiären Bereich sind die Alten eher die Gebenden als die Nehmenden. Im familiären Bereich ist die Solidarität zwischen den Generationen, die gegenseitige Hilfe, beachtlich! Die Rolle der Großeltern, die finanzielle, instrumentelle und/oder emotionale Hilfe geben, ist hier noch einmal hervorzuheben.

Trotz aller Veränderungen, trotz aller Unkenrufe, welche die Familie als antiquiert, überholt, krisengeschüttelt darstellen: Die Familie ist und bleibt ein Grundwert unserer Gesellschaft. Die Familie kann aus der inneren und äußeren Umstrukturierung gestärkt hervorgehen, wenn neue Sichtweisen gewonnen werden. War Familie in früheren Zeiten oft notwendige Zwangsgemeinschaft, familiäre Beziehungen geradezu existenznotwendig, da man aufeinander angewiesen und voneinander abhängig war, waren in früheren Zeiten vielfach äußere Bande der Halt der Familie, so können wir heute feststellen, dass innere Bande, das freiwillige Zusammenstehen, die emotionale Verbundenheit über die Generationen hinweg in vielen Fällen ausschlaggebend sind.